

Gümbel und Leuchtraketen

„Kindheitserinnerungen aus dem Teutoburger Wald“

von Ingo Denart

Der Titel dieser Geschichte mag ein wenig reißerisch anmuten. Leuchtraketen und Kindheitserinnerungen, wie soll das nur zusammenpassen? Und was, bitte schön, sind eigentlich Gümbel? Der Begriff Gümbel hört sich viel harmloser an, als er in Wirklichkeit ist, aber ich möchte nicht alles vorwegnehmen und so wird es sich im Laufe dieser Erzählung natürlich noch aufklären.

Wie ich bereits in anderen Kurzgeschichten erwähnt habe, wuchsen Andi und ich im Heidental auf, ein Tal, das im Westen von einem Hügelkamm begrenzt wird, auf dessen Höhen der Lönspfad verläuft. Jenseits dieses Wanderwegs beginnt die Augustdorfer Senne. Sie ist noch heute ein Truppenübungsplatz und somit Sperrgebiet. Wer sich dort aufhält und erwischen lässt, muss mit empfindlichen Geldstrafen rechnen, von der Gefahr, in die man sich begibt, einmal ganz abgesehen; schließlich weisen an der Grenze zur Senne überall Schilder auf mögliche Blindgänger und das von ihnen ausgehende Risiko hin.

Vermutlich kann sich jeder denken, welche magische Anziehung ein solches Gebiet auf uns Jungen ausübte. Schon immer nahmen wir den Donner der größeren Geschütze wahr, wenn wir im Wald unterwegs waren und zu Übungszwecken in der Senne hinter dem Hügelkamm scharf geschossen wurde. Das dumpfe Wummern rollte dann immer wie Gewittergrollen bedrohlich über unser kleines beschauliches Tal hinweg.

Natürlich hatten wir schon seit einiger Zeit damit begonnen, auf unseren Fahrrädern die Umgebung zu erkunden und dehnten unsere Ausflüge immer weiter aus. In die Senne gelangten wir jedoch erst recht spät, was vermutlich an den steilen Waldwegen und -straßen liegt, die zum Bielsteinsender hinauf und über den Lönspfad entlang der Senne zu den höchsten Gipfeln des Eggegebirges im Teutoburger Wald führen. Im Januar 1985 stürzte der alte Sendemast des Bielsteins um, der immerhin fast 300 Meter hoch war. Eine der Stahlrossen, die den Sender aufrecht hielten, war völlig vereist und durch das hohe Gewicht bei einem heftigen Wintersturm gerissen. Ich war Augenzeuge, als der Mast in aller Frühe in sich zusammenfiel, aber das war bereits nach meiner Kindheit und nur zufällig hatte mich zu dieser Zeit das Heimweh aus der Großstadt wieder ins Heidental verschlagen.

Aber zurück zum eigentlichen Thema: Andi, einige Schulkameraden und ich hielten uns einen Sommer lang häufig in der Senne auf. Am Anfang fuhren wir mit unseren Rädern den Lönspfad entlang, späten Wege und Feldstraßen aus, die von dort in die Senne führten und beobachteten aus der Ferne das Gebiet und die Truppenbewegungen der dort stationierten Soldaten. Wir fühlten uns beinahe wie eine eigene Armee und begannen, uns auch so zu kleiden. In Detmold gab es einen US-Shop, wo man alles Mögliche an Second-Hand-Artikeln der Armee erwerben konnte: Vom Bundeswehrschlafsack über Armeejacken und -hosen bis hin zu Buschmessern, Mützen, Helmen und ausgedientem Kochgeschirr konnte man dort für kleines Geld beinahe alles kaufen. Wir ließen damals einen beträchtlichen Teil unseres Taschengeldes dort, den wir hauptsächlich für Armeekleidung ausgaben.

Sogar seinen Nachnamen konnte man sich auf Stoffstreifen sticken lassen, die dann oberhalb der Brusttaschen auf Jacken und Hemden genäht werden konnten.

Bedingt durch die Nähe zur Senne gingen auch viele Kinder der dort vorübergehend stationierten Berufssoldaten auf unsere Schule. Einige von ihnen versuchten ebenso wie wir, auf irgendeine Art und Weise ihr Taschengeld aufzubessern und handelten mit Rangabzeichen in Form von Schulterstücken, Waffengattungen, die anzeigten, ob man zum Heer, der Luftwaffe oder Marine gehörte und anderem. Ich habe bis heute keine Ahnung, wie sie an diese hochhoffiziellen Abzeichen gelangten, aber sie waren auf dem Markt und fanden reißenden Absatz. Besonders die Schulterstücke waren sehr gefragt und je höher der Dienstgrad, umso teurer waren sie natürlich.

Das erhöhte die Authentizität enorm und wir fühlten uns tatsächlich wie eine Spezialeinsatztruppe der Bundeswehr. Aber das Herumlaufen mit diesen Abzeichen barg natürlich auch das Risiko strafrechtlicher Konsequenzen. Im Falle eines Erwischtwerdens hätten wir uns des Vortäuschens eines militärischen Dienstgrades schuldig gemacht, was nun wirklich kein Kavaliersdelikt mehr war. Doch darüber machten wir uns damals nicht einmal ansatzweise Gedanken.

Irgendwann kam es, wie es kommen musste: Wir erlagen der geradezu magnetischen Anziehungskraft, die der Truppenübungsplatz auf uns ausübte, und überschritten die Grenze zum Sperrgebiet. Es war unser größtes Abenteuer und zunächst waren wir nur darum bemüht, das Gelände weiter auszukundschaften und von der Militärpolizei und anderen Patrouillen nicht erwischt zu werden. Wir machten uns einen regelrechten Sport daraus und schlichen uns ein ums andere Mal an militärische Sicherheitsbereiche heran. Auch dieser Nervenkitzel genügte uns bald nicht mehr und wir schlichen uns sogar zu den Tagen in die Senne, wenn an den Zufahrtsstraßen und -wegen eine rote Fahne gehisst worden war, was bedeutete, dass an jenen Tagen scharf geschossen wurde.

Wir waren der höchst naiven Annahme, dass sich diese Warnung nur auf die Bereiche der Senne bezog, die als Schießstand ausgewiesen waren; ein Irrtum, der Andi und mich in eine wirklich brenzlige Situation bringen sollte.

Während unserer Streifzüge entdeckten wir ein riesengroßes Feld, dessen Untergrund nur aus aufgewühltem Sand zu bestehen schien. Andi und ich waren an einem Sommerabend unterwegs. Es war spät und wir hatten uns spontan entschlossen, ohne die anderen der Senne einen Besuch abzustatten und genau jenes Feld, welches wir alle erst wenige Tage zuvor entdeckt hatten, einmal genauer unter die Lupe zu nehmen. Wir trafen uns nach dem Abendbrot, den Nachmittag hatten wir in der nahegelegenen Badeanstalt verbracht, und fuhren die Bielsteinstraße hinauf. Völlig außer Atem ließen wir uns den Lönspfad hinabrollen, bis wir bei der Kastanienallee im Hartröhren die erste heruntergelassene Schranke erreichten, die mit den üblichen Warnhinweisen die Weiterfahrt in die Senne verhinderte. Zu allem Überflus war auch die Rote Flagge gehisst, es wurde also scharf geschossen. Angeblich - denn nichts war zu hören. Kein Gewehr- oder gar Geschützfeuer war zu vernehmen, die Senne lag still und friedlich vor uns. Damals wussten wir nicht, dass in nur wenigen hundert Metern Entfernung die alte Ruine des

ehemaligen Forsthauses Hartröhren im Wald versteckt lag, dem Vergessen anheimgefallen.

Einen Moment lang standen wir unschlüssig vor dem versperrten Feldweg und lauschten in die Stille der Natur. Einerseits flößte uns die gehisste rote Fahne immer noch gehörigen Respekt ein, andererseits hatten wir nicht umsonst die anstrengende Anfahrt auf uns genommen und wollten daher auch nicht unverrichteter Dinge wieder umkehren. So umgingen wir die Schranke, alle Warnhinweise in den Wind schlagend, und ahnten nicht, was uns an diesem Abend noch bevorstehen sollte.

Die Sonne stand schon über den Baumwipfeln und tauchte den Weg vor uns in die Farben des nahenden Abends. Wir folgten ihm auf den von den Militärfahrzeugen hinterlassenen Spuren, immer auf Geschützfeuer lauschend, jeden Moment darauf gefasst, irgendwelchen Feldjägern oder der britischen Militärpolizei ausweichen zu müssen. Aber nichts geschah! Niemand kam uns entgegen, auf den Feldern jenseits des Wegs regte sich keine Maus. Es schien, als hätte die Hitze des Tages alles gelähmt. Vielleicht war das Manöver, welches der Grund für das Hissen der roten Flagge war, doch abgesagt worden? Mit jedem Meter fühlten wir uns sicherer, doch die Stille war trügerisch. Das Areal, welches wir mit unseren Rädern befuhren, war weiträumig abgesperrt worden und den Grund dafür sollten wir bald erfahren.

Bald hatten wir jenes Feld erreicht, welches das Ziel unserer Erkundung war. Die Hitze waberte über dem aufgewühlten Sand dieser riesigen Fläche, die erst am Horizont wieder durch den Wald begrenzt wurde, der nur als dünner dunkler Strich zu erahnen war. Gegen die Sonne hoben sich Schemenhaft in der Mitte des Feldes etwas Ähnliches wie Ruinen ab, doch worum es sich genau handelte, war auf die Entfernung nicht zu erkennen.

Unschlüssig, wie wir weiter vorgehen sollten, standen wir am Rande dieses Sandmeeres, das beinahe wie eine kleine Wüste anmutete. Nur zu gerne hätten wir herausgefunden, was es mit den „Ruinen“ in der Mitte dieser Wüste auf sich hatte. Aber mit den Rädern kamen wir hier unmöglich weiter. Der Sand war so locker und tief, dass es schon zu Fuß beschwerlich werden würde, die Ruinen zu erreichen. Und wir wären weithin für jeden zu sehen, die Wahrscheinlichkeit, dass irgendwelche Soldaten im Schutz des Waldrandes mit ihren Feldstechern auf der Lauer lagen, war nicht gerade gering. Unschlüssig, was wir nun tun wollten, standen wir in der untergehenden Sonne, die bald hinter den Baumwipfeln eintauchte und lange Schatten auf die Ebene warf. Es wurde dämmerig und unsere Chance war gekommen: Kurzerhand versteckten wir unsere Fahrräder in einem nahen Gebüsch und pirschten uns in gebückter Haltung langsam voran. Ab und zu passierten wir trichterförmige Vertiefungen im Sand. Vereinzelt lagen kleine Fallschirme herum, an denen metallene Hülsen von etwa 40 Zentimeter Länge hingen, fast alle waren leer und wir konnten uns keinen Reim darauf machen, zu welchem Zweck sie wohl gedient haben mochten. Andi und ich stopfen einige davon in unsere Rucksäcke. Sicher würde uns später irgendetwas einfallen, wozu wir sie gebrauchen könnten. Außerdem brauchten wir schließlich Beweise, dass wir hier gewesen waren.

Plötzlich entdeckte Andi einen Fallschirm, an dem eine dieser Metallröhren hing, die schwerer als die anderen und auch noch verschlossen war. Auch diese wanderte zu den anderen Fundstücken in den Rucksack. Je näher wir den vermeintlichen

Ruinen kamen, umso mehr Fallschirme lagen um uns herum. Das Vorankommen durch den tiefen Sand war beschwerlich, die Sonne war bereits fast untergegangen, doch schließlich hatten wir die Ruinen erreicht. Aber es waren keine Ruinen im architektonischen Sinn, bei den Silhouetten, die sich gegen den Abendhimmel abhoben, handelte es sich um Wracks - Panzerwracks!

Wie auf einem verlassenen Schlachtfeld standen sie vor uns: Rostig, verbeult und ganz sicher nicht mehr fahrtüchtig. Einige von ihnen waren - durch was auch immer - teilweise regelrecht zerfetzt worden und durch ihre aufgerissenen Stahlwände konnte man in ihr inneres klettern, was wir natürlich auch taten. Doch durch die einbrechende Dunkelheit war kaum noch etwas zu erkennen.

Gerade hatten wir beschlossen, bei besseren Lichtverhältnissen wieder dorthin zurückzukehren, als in der Ferne Mündungsfeuer ertönte und über uns eine neue Sonne aufging! Hoch über uns segelte ein heller roter Stern herab, der das Sandmeer in ein unnatürliches Licht tauchte - dann ein weiteres Mündungsfeuer - und der nächste Stern folgte, ehe der erste am Himmel verglühte. Kurz darauf erhellten bereits mehrere dieser mysteriösen Sterne den Nachthimmel und Andi und ich spürten instinktiv, dass es höchste Zeit war, dort zu verschwinden! Plötzlich rollte ein Donnerröllen über das Feld, ein helles Pfeifen durchschnitt die Luft und fast im gleichen Moment erbebte der Boden unter unseren Füßen. Im Schein der roten Sterne über uns nahmen wir - beinahe wie in Zeitlupe - wahr, wie in einigen hundert Metern Entfernung der Sand wie von einer plötzlichen Eruption in Form einer Fontäne in die Luft geschleudert wurde. Und während der Sand wieder herunter prasselte, ertönte auch schon die nächste Detonation und die nächste Sandfontäne spritzte in die Luft; dieses Mal aber bedeutend näher als die vorhergehende!

Plötzlich begriffen wir: Diese Panzerwracks hier waren eine Zielscheibe zum Übungsschießen! Die roten Sterne über uns waren das Leuchtfeuer, welches die Sandebene zur besseren Zielerfassung in der Nacht erhellen sollte. Das erklärte auch die vielen Fallschirme und die ominösen Metallröhren, die um uns herum lagen: Es waren Leuchtraketen, die an einem Fallschirm herab segelten, um so das Ziel möglichst lange zu erhellen! Panik ergriff uns und wir rannten - so schnell wir nur konnten - in die Richtung, in der wir unsere Fahrräder vermuteten. Wir liefen so schnell, als wäre uns der Leibhaftige auf den Fersen; die Lungen schmerzten, unser Herzschlag pochte wie Trommelfeuer in unseren Ohren, immer wieder spürten wir die Erschütterung der Detonationen in unseren Beinen; doch es sollte noch schlimmer kommen!

Plötzlich verstummten die Detonationen, Andi und ich wollten schon aufatmen, da dröhnte ein Brummen wie der eines Hornissenschwarms zu uns herüber, genau aus der Richtung, in der wir liefen. Auch jetzt schien der Erdboden zu vibrieren und im Schein der letzten herabsinkenden Leuchtraketen sahen wir, um welche Art „Hornissen“ es sich handelte: Panzer! Eine kleine Gruppe von Panzern - ich weiß nicht mehr genau, wie viele es tatsächlich waren - hielt genau auf uns zu. In unserer Panik, erwischt zu werden, sprangen wir in einen dieser Krater, die, wie wir uns nun denken konnten, von den Haubitzen geschossen in den sandigen Untergrund gerissen worden waren. Dort rollten wir uns wie Igel zusammen, die Angst hatten, überfahren zu werden, und hofften, dass der ganze Spuk irgendwie an uns vorbeiziehen würde. Doch dieser Wunsch wurde leider nicht erfüllt: Die Panzer rollten

direkt auf uns zu - das Dröhnen der Motoren und ihrer Ketten wurde immer lauter, der Sand um uns herum kam ins Rutschen und schließlich rollte einer dieser Panzer direkt über uns Versteck hinweg!

Ich weiß, es ist schwer zu glauben und das Dröhnen dieser vermutlich 1000 PS starken Motoren machte uns beinahe taub. Das tonnenschwere Fahrzeug über uns drückte den Sand in unserem Versteck zusammen, Staub erfüllte die Luft, wir bekamen kaum noch Luft, der Dreck knirschte zwischen den Zähnen und das Erdreich um uns herum wurde erbarmungslos zusammengepresst!

Es war der blanke Horror und heldenhaft, wie wir nun mal waren ... machten wir uns vor Angst in die Hosen. Nach wenigen Sekunden war der Spuk jedoch vorüber, das infernalische Dröhnen der Motoren entfernte sich. Andi und ich waren im Sand vergraben, nur der Kopf schaute noch heraus und nur mit Mühe konnten wir uns daraus befreien. Wir schüttelten uns den Sand aus den Haaren, kratzen ihn aus Nasen und Ohren und hetzten zurück zu dem Versteck unserer Fahrräder. Ohne ein Wort zu verlieren, traten wir wie entfesselt in die Pedalen und rasten den Berg hinab in das Tal. Bald hatten wir die Stelle erreicht, wo der Heidenbach, der das gleichnamige Tal durchfloss, am tiefsten war, und wo wir vor nicht allzu langer Zeit unser Heidendöpen abgehalten hatten (doch dies ist eine andere Begebenheit, die ich in einer weiteren Kurzgeschichte unter www.winterland.de erzähle). Dort setzten wir uns in das kalte Wasser und spülten uns den Sand und den unschönen Geruch, der Zeugnis unserer Angst des überstandenen Abenteuers war, aus den Klamotten. Schließlich wollten wir lieber nass als vollgepisst nach Hause kommen. Das war einfacher zu erklären.

Das Wasser kühlte aber auch unsere Gemüter und spülte den Schrecken fort, den wir bei diesem Erlebnis davon getragen hatten. Wir konnten unser Glück kaum fassen: Wir waren mit dem Leben davon gekommen! Bei keinem unserer Abenteuer hatten wir je echte Todesangst verspürt und wir schworen uns, dass es auch das letzte bleiben sollte. Wir erzählten niemandem davon. Nicht wegen der unrühmlichen Details, diese waren nicht der Grund, aber solch eine Geschichte hätte uns ohnehin niemand geglaubt und wir wären vermutlich nur als Angeber und Prahlhänse abgestempelt worden. Jetzt, wo inzwischen Jahrzehnte vergangen sind, darf sie wohl erzählt werden.

Aber in unseren Rucksäcken schlummerten ja noch die Fallschirme. Und diese mussten schließlich noch einer „sinnvollen“ Verwendung zugeführt werden. Lange brüteten Andi und ich darüber nach, was man damit anstellen könnte. Zunächst knoteten wir kleine Plastikfiguren (der Hersteller sei hier zur Vermeidung von Schleichwerbung nicht genannt) an unsere Fallschirme, kletterten damit in die Kastanienbäume, welche die Heidentalstraße stellenweise säumten, und ließen sie von dort herab segeln. Dabei sollte ein vorher bestimmter Landeplatz möglichst genau getroffen werden - es war also vergleichbar mit Boule - nur eben aus der Luft.

Doch abgesehen von der Kletterei in den teilweise morschen Ästen der alten Kastanien war dieses Spiel recht unspektakulär und wurde uns bald langweilig. Eine andere Idee musste her und nun kommen endlich die bereits erwähnten Gumbel ins Spiel. Früher nannte man sie Gumbel, heute sind diese Waffen eher als Kartoffelkanonen bekannt.

Der Bau eines Gumbels ist verhältnismäßig leicht und die notwendigen Teile dazu sind in jedem Baumarkt erhältlich, aber ich möchte hier keinesfalls eine Bauanleitung veröffentlichen. Das Material, welches größten Teils aus 50er und 100er Abflussrohren besteht, hat nicht überall die gleiche Festigkeit. So kann es passieren, dass beim Abfeuern dieser Kanone der Kunststofflauf dem Druck nicht standhält und scharfkantige Bruchstücke explosionsartig umherfliegen, was schwerste Verletzungen hervorrufen kann. Auch dieser Teil unserer Abenteuer ist - wie immer - absolut nicht zur Nachahmung empfohlen; selbst dann nicht, wenn man so gute Schutzengel hat, wie jene, die seinerzeit über uns gewacht haben müssen.

Jeder Gumbel hat eine Brennkammer, in die ein Elektrozünder eines Feuerzeugs verbaut wird. Der Lauf wird mit einem Geschoss bestückt, welches so beschaffen sein sollte, dass es das Rohr möglichst dicht abschließt, so dass der Druck nur dann entweichen kann, wenn er das Geschoss vor sich her treibt. Üblicherweise wurden dafür große Kartoffeln verwendet, die man in den Lauf presste - daher auch der spätere Name Kartoffelkanone. Es eigneten sich aber auch Tischtennisbälle und anderes. Als Treibladung konnte einfaches Deodorant verwendet werden. Dieses sprühte man in die Brennkammer, verschloss diese anschließend mit dem passenden Kunststoffdeckel, und zündete das brennbare und hochexplosive Gasgemisch mit dem Elektrozünder des Feuerzeugs. Ihr könnt euch einfach nicht vorstellen, was dabei für eine Wucht entfacht wurde! Mit Kartoffelgeschossen war es ohne weiteres möglich, auf kurzer Distanz eine dicke Sperrholzplatte zu durchschlagen! Mit den Zündern von Elektrofeuerzeugen konnte man damals noch andere Sachen anstellen. In Detmold gab es eine Spielhalle, dort war ein Automat, an dem man das Spiel „Hydra X“ spielen konnte. Leider war jedes Spiel sehr teuer. Irgendjemand hatte dann herausgefunden, dass man den Zünder des Elektrofeuerzeugs nur an den Spielautomaten halten musste, vorzugsweise dort, wo man das Geld einzuwerfen hatte, und durch Betätigen des Zünders machte es „dideldum-klackklackklack“ und schon hatte man ein weiteres Spiel frei. Dies ging einige Wochen, dann wurden die Automaten ausgetauscht... Aber zurück zu den Gumbeln.

Wir wollten jedenfalls Gumbel verwenden, um unsere Fallschirme hoch in die Luft hinaus zu katapultieren. Dazu wurden Tennisbälle verwendet, die vorher mit Hilfe einer Spritze mit Wasser gefüllt und an den Fallschirmen anstelle einer Kunststofffigur befestigt wurden. Das Ganze musste so in den Lauf gestopft werden, dass der gefaltete Fallschirm über dem Tennisball zu liegen kam. Auf einer Wiese wurde ein rotes Stofftuch ausgelegt, das als Landeplatz dienen sollte. Derjenige, dessen abgeschossener Fallschirm am nächsten dieser Markierung landete, hatte gewonnen. Daraus wurde eine regelrechte Olympiade, bei der sogar einige Väter mit Begeisterung teilnahmen.

Doch Andi und ich hatten nur eine begrenzte Anzahl dieser Fallschirme eingesammelt. Und auch wenn andere Fallschirme ausprobiert wurden, unsere waren für diese Art Wettkampf die am besten geeigneten. Aber der Stoff litt mit jedem Abschuss und irgendwann wurden sie natürlich unbrauchbar.

Andi und ich sorgten noch einmal für Nachschub. Wir brachen unseren Schwur und statteten der Sandwüste einen erneuten Besuch ab. Dabei sammelten wir unzählige Fallschirme ein, aber wir suchten uns einen Tag aus, an dem kein

Manöver stattfand und die rote Warnflagge nicht gehisst war. Dabei fanden wir jedoch noch mehr von den metallenen Röhren, die offenbar nicht abgebrannt waren. Auch dafür sollte uns später noch eine Verwendungsmöglichkeit einfallen. Doch das ist eine andere Geschichte ...

Wenige Wochen später sollte sich meine Einstellung in Sachen Bundeswehr plötzlich umkehren. Ich kam gerade von einer Tour mit Andi zurück, natürlich in voller Armeemontur. Mein ältester Bruder Kalle (er ist einige Jahre älter als ich) war spontan mit seiner neuen Freundin zu Besuch. Ich freute mich riesig, er war schon immer ein Idol für mich und nachdem er aufgrund seines Studiums von Zuhause ausgezogen war, habe ich ihn sehr vermisst. Später sollte ich zu ihm nach Hamburg ziehen, und dort meine Ausbildung zum Fotografen beginnen. Ich habe ihm viel zu verdanken. Seine neue Freundin war ein „Öko“ durch und durch, als sie mich dann so in meiner Soldatenkluft im Hausflur stehen sah, sprang sie entsetzt vom Sofa auf.

„Wie läufst Du denn rum?“ Sie runzelte beinahe angewidert die Stirn. „Bundeswehr ist doch total uncool! Du solltest lieber rechtzeitig den Wehrdienst verweigern! Oder willst du etwa, dass dich später irgendein Offizier anbrüllt: ‚Gefreiter! Graben Sie ihren Helm ein! ... He! Von Absetzen habe ich nichts gesagt!‘“

Darüber machte ich mir in den folgenden Tagen Gedanken. Beides hatte für mich seine Berechtigung: Der Wehrdienst ebenso wie der Zivildienst. Doch dann schnappte ich mir einen Pappkarton und ließ meine Armeekleidung, Abzeichen und was sich sonst noch in diesem Zusammenhang bei mir angesammelt hatte, in diesem Karton verschwinden und schob ihn unter mein Bett. Ich habe ihn nie wieder geöffnet. Irgendwann habe ich ihn weggeworfen und tatsächlich den Wehrdienst verweigert. Statt zur Bundeswehr zu gehen, leistete ich meinen Ersatzdienst in einem Seniorenheim.